

Kurzgeschichtenwettbewerb „Künstlersozialgeschichte“

Die folgenden Kurzgeschichten entstanden im Rahmen der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den oftmals prekären Lebensbedingungen von Künstlern in der Vormoderne. Als Möglichkeit der Ausdrucksfindung gab es im Seminar „Künstlersozialgeschichte“ im SS 2021 einen Kurzgeschichtenwettbewerb mit der Überlegung, einen Moment, eine Stimmung, eine Erfahrung der Lebenswelt in literarischer Form wiedergeben zu können. Sie spielen allesamt in den spätmittelalterlichen Städten des alten Reichs. Einzelheiten sind aus der Analyse von Werkverträgen, Testamenten, Chronikauszügen entnommen, aber individuell literarisch gestaltet. Die zur Publikation freigegebenen Kurzgeschichten spiegeln das reiche Bild des Themas wie auch der literarischen Zugänge wider. Über Hilfskräfte Schwedler hilfskraefte-wiso@histosem.uni-kiel.de kann mit den einzelnen Verfasserinnen bzw. Verfassern Kontakt aufgenommen werden.

Kiel, den 30.7.2021



Die Sprache des Himmels

„Das Blau des Gewands habe wie der Himmel gestrahlt und sei einer Mutter Christi würdig gewesen.“

„Soso. Wie der Himmel. Was schreibt er noch?“

„Er sei sehr zornig und dass Ihr Euer Zusagen nicht einhalten würdet.“

„Ich weiß doch, was ich zugesagt und was ich erst gar nicht versprochen habe. Ich wollte ihm bei meinem Schwager nichts zusagen, aus der Ursach‘, dass ich nichts versprechen und dann nicht halten kann. Doch mit der Tafel bekommt er nicht einfach einen Abdruck, sondern etwas, das nicht viele Leute vollbringen können. Es macht mich rasend, dass man meinen Wert nicht schätzt. Aus schierer Unkenntnis. Aus Mangel am Blick für’s Wesentliche. Nun führt er Imhoff an. Ein Besuch in St. Sebald und schon kommen vermessene Worte. Außergewöhnlich. Die Farbgebung. Keine Frage. Doch hundert Jahre alt. Und wie der Himmel sei ihr Gewand gewesen. Wie der Himmel!!! Doch gibt es in St. Seebald einen Himmel? Das frage ich dich! Prunkvolle Kleider. Weltliche Güter. Er will einen Himmel? Dann mal ich ihm einen. Ich zeige ihm, was himmlisch ist. Ich scheue kein Wunder der Natur!“

„Albrecht. Einen Himmel zu malen, das erfordert viel Blau. Sehr viel Blau.“

Ihr macht eine Zusage, die Ihr noch viel weniger halten könnt als die vorherigen.“
„Ich habe alle meine Zusagen gehalten. Ich würde nicht einmal einen Handschlag brechen. Er will eine Tafel und die soll er auch bekommen. Ungeduldiger Mensch. Banause. Ich schrieb doch, dass ich noch eine Arbeit für den Herzog zu verrichten hatte. Nun kommen schon die Klagen. Liebe Agnes, setz‘ einen neuen Brief auf. Ich bitte dich und schreibe ihm...“

„Geduldet euch einen Moment, mein Lieber. Ich muss das Schreibwerk holen.“
Agnes verließ die Werkstadt und wirbelte den Staub auf, der in den wenigen Sonnenstrahlen, die durch die Spalten der geschlossenen Fensterläden hindurchfielen, wie in einem unzubändigem Chaos umherwirbelte und fast schon glitzerte, als trüge er alle Farben des Regenbogens in sich selbst und hielt diese so lange zurück, bis der Betrachter seinen Blick geschärft hätte, das Farbenspiel in all seiner Unordnung zu durchschauen.

Doch Albrecht hatte kein Auge für die kleinen Vorgänge, die sich auch ohne ihn an seiner Arbeitsstelle Tag für Tag ereigneten. Er musste mit seinem Handwerk etwas schaffen, das den Sinn für das Wundervolle, das eigentlich doch Offensichtliche, auch beim unverständigen Mitmenschen auslöste. Er wusste, dass er etwas schaffen konnte, dass nicht nur der Bischof, der Stadtrat, sondern auch der Schankwirt und der Bauer verstehen würden. Lenken, leiten, eine Anleitung zum wahren Schauen. Und da er ganz genau verstand, wie dies zu machen sei, da wollte er auch den Wert dafür gezollt bekommen.

Mit provokantem Strich zog er den Rahmen der aktuellen Tafel nach und sein durch den Brief Jakob Hellers aufgebrachtes Gemüt würde ewig im Pinselstrich zu lesen sein. Für die Klarheit des bildlichen Konzepts war ein kräftiger Pinsel gerade das Richtige. Er tupfte sich mit dem Ende seiner Mützenkordel die Stirn, da der Raum sich mittlerweile ziemlich aufgeheizt hatte. Erst in der Nacht wurde es hier wieder bitterkalt. Doch immerhin war das Klima gut für die Arbeiten. Dem Künstler hätte eine einfache Toga gereicht, die leicht um den Körper lag, doch vor allem die langen Haare mussten möglichst eng und halb gedeckt gehalten werden, da eine niederhängende Strähne schnell eine vor kurzem aufgetragene und noch nicht ganz getrocknete Farbe nachhaltig zerstören konnte.

Als Agnes wieder eintrat, trug er gerade einen Strich kräftigen Rots auf die Tafel auf. Er gab ihr mit der freien Hand ein Zeichen, dass sie ihn noch einen Atemzug lang den

Strich ziehen lassen sollte. Dann setzte er den Pinsel mit einem gekonnten Schlusspunkt ab und legte ihn wie tausende Mal zuvor auf dem Holzbrett in einer Position ab, die ihn möglichst lange vor dem Austrocknen bewahrte.

„Es ist dunkel. Ich werde mich dort vor das Fenster setzen und den Lichtstrahl nutzen.“

„Hast du von dem dünnen Pergament genommen?“

„Wie Ihr es wollt. Zuerst das dünne. Ihr könnt mir nun diktieren.“

„Gut. Schreib ihm: ‘Lieber Herr Jacob.’ Lieber ist gut. Das betont die Freundschaft. Den Nachnamen lassen wir diesmal weg. Er soll an dieser kleinen Änderung sehen, dass es mir ernst ist.“

Agnes schrieb den diktierten Wortlaut nieder, bis eine Äußerung Albrechts kam, die sie stutzig machte und aufschauen ließ.

„Genausowas, wie ich es gerade sagte:

„Den ich hob, so ich eurer manung verstehen wirdt, etlich 4 oder 5 und 6 mahl zu vnermalen, von rainigkeit und bestendigkeit wegen, wie auch deß besten vltramarin daran mahlen, das ich zu wegen kann bringen.““

„Ultramarin? Albrecht! Das ist sehr viel versprochen. Ihr habt nur noch ein kleines Döschen. Wie wollt Ihr einen ganzen Himmel damit ausgestalten? Wir werden uns auf Jahre verschulden.“

„Oder auf Jahre verewigen und uns gönnen, was wir wollen. Er will sein Blau? Dann soll er es bekommen! Schreib es!“

„Lapislazuli gibt es derzeit nur weit im Osten. Wir haben nicht die Zeit und auch nicht die Mittel für die Tafel in großen Mengen davon zu beschaffen!“

„Ich kenne einen Händler in Venedig. Er bekommt *Das Angelico Blau* von einer gegenüberliegenden Küste. Seine Preise sind stabil. Wenn ich ihm heute schreibe, kann ich in drei bis sechs Wochen malen.“

„Ich bitte dich, das Angebot zu überdenken. Zurzeit malt kaum einer einen Himmel. Es fragt niemand danach. Wieso solltest du überhaupt wieder damit anfangen? Reicht es nicht, wenn du ein wenig von der Farbe auf die Kleider verwendest? Dann hast du noch etwas übrig, wenn jemand dich bittet, ein paar Buchmajuskeln zu verzieren.“

„Wir haben noch Harz und wir haben noch das Öl. Das Tuch sowieso. Ich kann das Rohpigment abnehmen und wir stellen die Farbe hier in der Werkstatt her. Es wird funktionieren. Denk doch nur, Agnes, ein Altar aus ewigem Blau. Wir machen uns unsterblich! Es geht nicht um ein paar Dukaten!“

„Du versprichst etwas, das keiner vor dir halten konnte.“

„Ich brauche dich jetzt Agnes. Bitte schreib‘ es auf und gib‘ den Brief zum Boten. Ich bitte dich nur um diese Sache. Du musst diese Vision mittragen. Ich schaffe das nicht ohne dich.“

Agnes seufzte tief. Tiefer als gewohnt, wenn sie mit seinen Entscheidungen haderte. Doch er erkannte schon an ihrem Blick, dass er sich durchgesetzt hatte. Sie legte das Pergament beiseite und wagte sich in seine Nähe. Er ließ dies nur ganz selten zu, wenn er bei der Arbeit war. Aber in einigen, wenigen Augenblicken wie diesem, da konnte er zärtlich mit ihr sein und das genoss sie und hätte dafür jede seiner Entscheidungen mitgetragen.

Albrecht schaute seine Frau an und wusste, dass er richtig entschieden hatte, je länger er das beruhigende Chaos im klaren Blau ihrer Augen betrachtete.

Malte Fischer



Das Testament

Das spärliche Licht der flackernden Kerze war nicht der Grund warum Markus haderte, das vor ihm liegende Blatt Papier mit weiteren Wörtern und Sätzen zu füllen. Die ersten Zeilen standen nun schon eine Weile am oberen Rand des Papiers. „1525. Testament und letzter Wille des Markus Wielheimer. Cum nihil sit certius morte, nihil incertius hora eius...“. Dass die Verwaltung seines Nachlasses eines Tages auf ihn zukommen würde, war ihm schon immer bekannt, jedoch erst in den letzten Monaten vermehrt in das Gedächtnis geraten. So hatte nicht nur der plötzliche Tod seines Schwiegervaters in Zuge einer anhaltenden Lungenentzündung zu denken gegeben. Auch der Unfall eines Knechtes während der Arbeit in einer Kapelle, etwa einen halben Tag Fußmarsch von Nürnberg entfernt, rief die Endlichkeit des Lebens in das Gewissen. Bei den Ausbesserungsarbeiten der Ornamente an den Fenstern und dem Eingang brach ein Gerüstbrett, wodurch der Knecht mit dem Kopf auf dem gepflasterten Boden aufschlug. Wäre so etwas innerhalb der Stadt passiert, wäre Hilfe denkbar gewesen. Sein Tod konnte in diesen ländlichen Regionen jedoch nicht verhindert werden. Die Allgegenwärtigkeit des Todes machte Markus daher besonders nachdenklich. Es ging ihm weniger um die Verteilung seines Hab und Guts, sondern vielmehr um die Auseinandersetzung mit der Möglichkeit seines Ablebens. In seiner Zeit als ein Baumeister der Stadt Nürnberg, war mit seinem Ansehen auch sein Vermögen stetig gestiegen. So hatte er sich erst vor einigen Jahren ein ansehnliches Haus in der Nähe des Tiergärtnertors im Zentrum der Stadt kaufen können. In diesem

Teil der Stadt hatten vermögendere Geschäftsleute, aber auch Künstler wie der Maler Albrecht Dürer einen Ort zum Leben gefunden. Die gut unterhaltenen Bürgerhäuser im Fachwerk-Stil, das wenige Vieh, welches in diesen Teilen der Stadt gehalten wurde und das intellektuelle und kulturelle Klima machten den Ort sehr begehrt. Neben jenem Haus hatte Markus darüber hinaus eine eigene Werkstatt, in welcher er Vorbereitungen und Planungen im Rahmen seiner Baumeistertätigkeit durchführte. Dieses Privileg einer eigenen Werkstatt, welche getrennt vom Wohnhaus stand, hatte er nicht immer. Als er 1495 nach Nürnberg kam wollte er auf seiner Reise von Pilsen in den Süden nur einige Tage bleiben. Das kulturelle Leben und das umfangreiche Arbeitsangebot fesselten ihn jedoch so sehr, dass er eine kleine Werkstatt aufbaute. In dieser Zeit arbeitete und wohnte er in dieser Werkstatt. Mit den steigenden Aufträgen konnte er dann seinen Wohnort von der Arbeitsstelle trennen.

Auch heute sitzt Markus in einem kleinen Hinterzimmer jener Werkstatt. Wie versteinert blickt er über den Rand des selbst gezimmerten Holztisches in eine Ecke des Raumes. Weniger ruhig tippt die Hacke seines rechten Fußes auf den staubigen Dielenboden, wodurch ein monotones und gedämpftes Klopfen den Raum erfüllt. Wie oft hatte er sich an diesem Tisch über Skizzen und Planungen für kleinere oder größere Arbeiten den Kopf zerbrochen. „Nichtigkeiten“, sagt er, nun, da er sich mit der unmittelbaren Endlichkeit seines Lebens befasste. Das Gefühl der Hilflosigkeit überkam ihn schleichend. Es war nicht sein Naturell, die Dinge aus der Hand zu geben. Stets hatte er die Kontrolle und den Überblick über sein Handeln, nicht nur im Bauwesen. Schon immer hatte er Lösungen und kreative Ideen für seine Werke gehabt und konnte auf jahrelange Erfahrung und sein Talent zurückgreifen, wenn er in einer heiklen Situation keine Möglichkeiten zur Hand hatte. Die Raffinesse, der Fleiß, sein Talent und die Erfahrung wurden nun zweitrangig. Noch immer verblieb der Großteil des Blattes unter seinen Händen ungefüllt. Vielleicht war das Schreiben des Testaments zu früh. Das persönliche Auseinandersetzen mit dem Tod sollte vorerst erfolgen, dachte Markus. Das Teilen der Güter könnte an einem späteren Zeitpunkt geschehen. Zunächst sollte er die Idee des Todes verinnerlichen, vielleicht darüber hinaus sogar etwas Positives daraus ziehen. So könnte er die folgenden Jahre bewusster erleben, wenn ihn der Gedanke an den Tod nicht mehr versteinern lässt. Dann, so war er sich sicher, würde er die Verteilung seines Vermögens mit einer gewissen Distanz vornehmen können.

Er legte die Feder neben das Papier und drückte sich langsam aber entschlossen mit den Beinen vom Tisch weg. Während er aufstand, nahm er das Blatt und blickte ein letztes Mal auf die geschriebenen Worte. Er wollte dieses Thema ganz für sich behalten und sich nach seinem Belieben damit befassen. Langsam führte er die obere Ecke des Blattes in die Flamme der Kerze. Sofort erhellte sich der Raum um ihn in welchem er nun stand und das Blatt nachdenklich unter wendenden Bewegungen verbrennen ließ. Die letzte Ecke verließ seine Hand und sank federleicht auf den rauen Holztisch. Die Dunkelheit erfasste den Raum von neuem und nahm in Gänze ein, als Markus entschlossen die Kerze auspustete.

K.H.



Das tägliche Brot

Es war ein kalter Tag im herbstlichen Nürnberg. Hans stand wie jeden Morgen auf und machte sich bereit für die Arbeit. Das Frühstück konnte er sich sparen. Das letzte Stück Brot hatte er gestern seinen Kindern überlassen. Sie mussten sparsam sein, denn das letzte Geld war fast aufgebraucht. Er musste dringend wieder ein Bild verkaufen, um mit seiner Familie wieder eine Zeit lang über die Runden kommen zu können. Heute würde er fertig werden, dann würde er sein Gemälde endlich verkaufen können. Einen Interessenten hatte er schon gefunden.

Seine Frau und die Kinder schliefen noch, als er in seine Malerwerkstatt schlich und als erstes die Farben bereitmachte. Seine eigenen Farben waren schon aufgebraucht, weshalb er sich von einem alten Freund Farben hatte leihen müssen. Er stellte sich vor seine Leinwand und nahm seinen Pinsel in die Hand. Als er gerade ansetzen wollte, hielt er plötzlich inne. Er wurde ganz ruhig und hörte nichts mehr, außer seinen Herzschlag. Hans schloss die Augen und atmete noch einmal tief ein, bevor er die Luft anhielt. Vor seinem inneren Auge sah er es. Er hatte es noch ganz genau vor sich, als wäre es erst gestern gewesen. Er konnte alles erkennen, jedes noch so kleine Motiv, jeden einzelnen Farbton, jedes noch so kleine Detail. Dann atmete er aus und öffnete die Augen wieder. Er fokussierte sich auf das Bild und setzte den Pinsel an. Ganz vorsichtig, Strich für Strich begann er zu malen. Um ihn herum nahm er nichts mehr wahr. Er hatte früher eine Zeit zusammen mit dem nun berühmten Albrecht Dürer gelernt. Albrecht hatte schon früher großes Talent und kreative, innovative Ideen gehabt. Doch Hans hatte auch ein Talent. Wenn er ein Bild einmal gesehen hatte,

konnte er es in jedem Detail vor seinem inneren Auge abrufen. Lange hatte Hans versucht seine eigenen Werke zu verkaufen, doch niemand wollte sie haben. Darum entschied er sich, sein Talent zu nutzen und die Werke anderer Künstler zu kopieren. Er wusste, dass er dafür in Schwierigkeiten kommen konnte, doch was blieb ihm anderes übrig. Die letzten Male war immer alles gut gegangen. Kein Wunder, seine Kopien sahen ja auch täuschend echt aus. Doch hier in Nürnberg konnte er seine Bilder nicht verkaufen. Viel zu riskant war es, dass ihn hier jemand erwischen könnte. Darum musste er immer auf die Reise gehen und war für einige Tage unterwegs. Hans musste husten. Das Husten war in letzter Zeit wieder schlimmer geworden. Hans setzte zum letzten Strich an. Es war sehr gut geworden. Wenn er sich beeilte, könnte er heute noch aufbrechen. Seine Familie war dringend auf das Geld angewiesen. Hans überlegte und entschloss sich, heute aufzubrechen. Er verpackte das Bild und machte alles bereit. Er nahm immer auch einige seiner eigenen Werke mit, um sie zeigen zu können. Bestimmt würde er bald Erfolg haben, dann müsste er keine Kopien mehr verkaufen, dann brauchte er keine Angst mehr zu haben. Er musste wieder husten. Hans ging in die Küche. Seine Familie war inzwischen aufgestanden und saß am Küchentisch. Er hielt einen Moment inne und betrachtete jeden einzelnen von ihnen. Bald würde er seine Familie endlich wieder für eine Zeit versorgen können. Es war nun Zeit aufzubrechen. Er ging zuerst zu seinen Kindern, dann zu seiner Frau und umarmte sie zum letzten Mal. Dann brach er auf.

J.R.



Eklat um die Ehre

Es ist kurz vor Mitternacht. Im Atelier brennen nur noch wenige Kerzen, welche ein heilloses Durcheinander beleuchten. Inmitten steht eine Gestalt und betrachtet das entstehende Meisterwerk. Zufrieden legt er den Pinsel beiseite und lässt sich auf den Stuhl fallen. Auf dem Tisch daneben sieht er einen Brief liegen und erinnert sich vage, dass früh am Morgen Hansen Imhoff reinkam und ihm den Brief in die Hand drückte. Er nimmt den Brief mit seinen farbverschmierten Händen und dreht ihn um. Auf einmal ist er wieder hellwach, als er den Absender sieht. In schnörkeliger Schrift steht auf der Rückseite „Von Jacob Heller.... an Albrecht Dürer“. Plötzlich springt Dürer auf und läuft fluchend durch sein Atelier. Dabei fällt der Stuhl um und einige Kerzen fangen an zu flackern. Dürer erinnert sich ganz genau an die letzten Briefe von Heller und über keinen war er erfreut. Obwohl er, Dürer – ein Meister der Malerei, die beste

Arbeit ablieferte, die ein Mensch erstellen konnte, hatte Jacob Heller immer wieder etwas auszusetzen. Für Dürer war von Anfang an klar, dass seine Meisterwerke aufwändiger sind und dementsprechend auch mehr kosten würden. Hätte er von Anfang an nur billige Materialien benutzt, dann wäre der Preis vielleicht gerechtfertigt. Aber auf sowas lässt sich Dürer nicht herab. Für ihn kommen nur die besten Materialien in Frage. Daher ist es für ihn auch selbstverständlich, dass er mehr Geld verlangen kann. Aber Heller beginnt jedes Mal wieder eine Diskussion.

Als Dürer sich langsam beruhigt und den Brief hastig öffnet, ist er gespannt, was Jacob Heller diesmal zu bemängeln hat. Er überfliegt schnell die sorgfältig geschriebenen Zeilen. Mit jedem Satz verdüstert sich sein Gesicht. Dort beklagt sich Heller, dass Dürer von dem Vertrag abweiche und ging sogar noch weiter und wirft ihm gar Vertragsbruch vor. Vor Wut will Dürer den Brief zerknüllen und verbrennen. Dennoch zwingt er sich weiterzulesen. Jedoch wird es nicht besser als Heller auch noch Dürers Künstlerehre angreift und ihm droht, Dürers Geldforderungen zu veröffentlichen und ihn zu diskreditieren. Albrecht Dürer atmet tief ein und legt den Brief beiseite. Er ist sich bewusst, dass er jetzt keine Antwort verfassen sollte. Er braucht dringend das Geld von diesem Auftrag für sein nächstes Werk und will Heller als Kunden behalten. Die Antwort kann bis morgen warten, denkt sich Dürer und beschließt lieber schlafen zu gehen.

Früh am nächsten Morgen ist Dürer schon wach. Seine Nacht war grausam, immer wieder sind ihm die Zeilen von Heller durch den Kopf gegangen. Er verlässt sein Haus und geht während der frischen Morgenluft eine Runde spazieren. Endlich kann er einen klaren Gedanken fassen und sich beruhigen. Zurück an seinem Schreibtisch verfasst er schnell einen Brief, immer darauf bedacht, Jacob Heller als Kunden zu halten und jedem Konflikt aus dem Weg zu gehen. Gerade als er den letzten Satz geschrieben hat, klopft es laut an der Tür. „Herr Dürer, ich habe eine dringende Nachricht für Sie.“ Vor Schreck lässt Dürer seine Feder fallen, geht zur Tür und flucht den Boten an: „Was gibt es so wichtiges, dass du so heftig klopfst. Wegen dir ist mein Brief ruiniert. Ich hoffe, du hast eine gute Begründung.“ Immer kleinlauter werdend antwortet der Bote: „Ich soll Ihnen ausrichten, dass ein gewisser Jacob Heller sich an ihren Schwager gewandt hat. Ihr Schwager berichtete davon, dass Heller voller Zorn auf ihn zukam und sich über Sie beklagte.“ Albrecht Dürers Miene verfinstert sich und er schickt eilig den Boten weg. Was soll er nun machen? Wer denkt Heller überhaupt,

wer er ist? Er setzt an, den Brief erneut zu verfassen. Doch während Dürer schreibt, fällt ihm wieder ein, dass er Heller nicht verärgern darf. Dürer darf seinen Ruf nicht aufs Spiel setzen. Er schreibt den Brief zu Ende, aber bedient sich bei vielen Sätzen des ruinierten Briefes. Ein neuer Brief wäre nicht so freundlich und beschwichtigend gewesen. Noch am gleichen Tag übergibt er den Brief, damit Heller diesen bald bekommt. Danach macht er sich wieder daran, den Retabel für Heller fertig zu stellen. Stunden vergehen, aber er kommt nicht voran. Dürer läuft vor dem Retabel auf und ab und kommt nicht zur Ruhe. Immer wieder stellt er sich die Frage, was Heller sich anmaßt, ihm zu drohen und sogar seinen Schwager aufzusuchen. Als nach mehreren Stunden keine Veränderung zu erwarten ist, fasst Dürer einen Entschluss. Er lässt alles liegen und läuft nach draußen. Er winkt der nächstbesten Kutsche zu und schafft es, den Kutscher zu überreden, ihn nach Frankfurt zu fahren. Auf der Fahrt wird Dürer langsam bewusst, zu was er gerade aufgebrochen ist. Doch jetzt gibt es kein Zurück mehr. Nach einiger Zeit bricht der Kutscher das Schweigen: „Was ist der Grund für das eilige Aufbrechen? Zuerst dachte ich, es geht um Leben und Tod.“ „Nein, noch wichtiger als das. Es geht um meine Ehre.“ Der Kutscher fragt verwirrt nach, was das zu bedeuten hat, aber Dürer antwortet nicht drauf. Stillschweigend verbringen beide den Rest der Fahrt und Dürer überlegt, was er zu Heller sagen soll.

Nach längerer Fahrt angekommen, legt Dürer den Rest zu Fuß zurück. Als er vor Hellers Haus steht, zögert er kurz, bevor er anklopft. Vieles geht ihm durch den Kopf. Soll er wirklich den Auftrag riskieren? Was wenn Heller anschließend seinen Ruf zerstört? Dürer nimmt seinen ganzen Mut zusammen und klopft an. Endlose Sekunden vergehen und Dürer denkt schon, dass niemand da ist. Aber dann geht die Tür langsam auf und Heller steht vor ihm. Überrascht von dem Besuch, weiß Heller zuerst nicht, was er sagen soll. Stattdessen platzt es aus Dürer heraus: „Was fällt dir ein sowas zu machen? Was maßt du dir an über mich zu urteilen? Und dann wagst du es noch, dich an meinen Schwager zu wenden. Traust du dich nicht mir das selbst zu sagen? Von so einem ehrbaren Mann hätte ich nicht erwartet, dass du dich an andere wendest und dich beklagst.“ Aus den umliegenden Häusern kommen nach und nach einige Personen hervor und wollen sehen, was das für ein Lärm ist. Peinlich berührt von dieser Aufmerksamkeit will Heller die Tür einfach wieder zu machen und Dürer ignorieren. Dieser lässt dies jedoch nicht zu und stellt seinen Fuß dazwischen. Mit ein bisschen Gewalt drückt Dürer die Tür wieder auf und drängt sich in das Haus hinein. Heller versucht vergeblich, die Tür zuzuhalten: „Erdreiste dich nicht, in mein Haus

einzudringen.“ Doch Dürer ignoriert dies und fängt sofort mit weiteren Beschuldigungen an. Langsam wird Heller bewusst, was der Anlass dieser Störung ist. „Machst du jetzt wirklich diesen Aufstand, weil ich nicht mit deinen Forderungen zufrieden bin. Das ist unnötig und übertrieben. Ich habe besseres zu tun als mich mit dir zu streiten. Wir haben einen Vertrag und der wird eingehalten.“ Doch Dürer lässt nicht locker. Immer rauer wird der Ton zwischen den beiden und Dürers Augen werden immer angriffslustiger. Viel fehlt nicht mehr und Dürer würde Heller einen Schlag ins Gesicht verpassen. Jetzt kommt Dürer erst in Rage. Heller hingegen muss sich immer weitere Vorwürfe anhören und kann immer weniger erwidern. Er kommt nicht mehr zu Wort. Die Situation spitzt sich weiter zu und Heller sieht, dass er reagieren muss. Mit lauter Stimme unterbricht er Dürer: „So kommen wir nicht weiter. Ich weiß gar nicht, was du von mir willst. Entweder beruhigst du dich oder ich schmeiße dich aus dem Haus hinaus.“

Dürer bemerkt, wie impulsiv er gehandelt hat und lässt von Heller ab. Nach einigen langsamen Atemzügen erkennt Dürer, was er getan hat: „Ich hoffe, du kannst mir vergeben, wie ich dich angegangen habe. Aber du musst verstehen. Zuerst greifst du meine Ehre als Künstler an, drohst damit meinen Ruf zu gefährden und dann wendest du dich an meinen Schwager, anstatt mich persönlich aufzusuchen.“ Endlich versteht Heller, was Dürer so in Rage brachte. „Wollen wir dies in Ruhe diskutieren. Ich glaube, es gibt bei uns viel Redebedarf. Möchtest du vielleicht eine Tasse Tee und wir setzen uns gemeinsam in mein Arbeitszimmer?“ Auf diesen Vorschlag geht Dürer ein und ist erleichtert, wie besonnen Heller reagiert.

Nach mehreren Stunden verlässt Dürer das Haus. Seine Wut ist verflogen und mit Heller hat er sich geeinigt. Mit Dürers Schwager kam Heller nur ins Gespräch, da er ihn durch Zufall traf und sich von seinen Gefühlen und Zorn über die ewige Vertragsdiskussion zu den Aussagen hatte verleiten lassen. Vieles sei aber nicht so schlimm, wie Dürer es verstanden hätte. Und der Ruf Dürers ist auch nicht in Gefahr. Heller hoffte durch den Brief Dürer dazu bewegen zu können, den Vertrag und die festgesetzte Summe einzuhalten. Schließlich war Heller noch immer ein Kaufmann und würde für sich den besten Preis ausschlagen wollen. Auf dem Heimweg denkt Dürer über das Gespräch nach. Er ist froh, dass er den Auftrag behalten darf. Was wäre er für ein Künstler, wenn er Heller nicht zufrieden stellen könnte. Und dann kann er noch immer mehr Geld von ihm verlangen, wenn Heller erst sieht, wie großartig der Altar geworden ist.

F.D.



Eine neue Mauer für die Liebfrauenkirche

„Ein herrliches Wetter heute, fast so, als ob der Herr uns für seine Kirche gerne in guter Stimmung haben will.“ Gut gelaunt schlenderten Fricken Hunttpiß und Hannsen Gerlach den Weg zur Liebfrauenkirche hinauf. „Aber eine neue Glocke möchte ich trotzdem nicht genehmigen“, entgegnete Gerlach lachend. Mit einem Lächeln auf dem Gesicht gingen die beiden Ratsmitglieder die letzten Meter und wurden dort von Herrn Beuelhens, dem Bürgermeister der Stadt Ravensburg begrüßt: „Welch ein gottgefälliger Tag meine Herren! Die Pfleger der Liebfrauenkirche warten bereits hinten bei der kaputten Mauer.“

Nachdem mit den Pflegern besprochen worden war, dass eine Mauer der Kirche repariert und eine andere neu aufgebaut werden sollte, gingen die drei Ratsmitglieder in eine intensive Besprechung, wer für die Aufgabe am besten geeignet sei. Man entschied sich gegen Ludeke Maler, weil dieser erst aus Lübeck hätte anreisen müssen und auch gegen Curt Wende aus Erfurt, da dieser bereits zwei Jahre zuvor, 1468, mit dem Bau der Kirchturmspitze der St. Bartholomäuskirche begonnen hatte. Man beschloss, dass Hans Niesenberger aus Graz der Richtige für die Aufgabe sein könnte. Es wurde nach einem Boten geschickt und man lud Niesenberger für ein Gespräch ein. Niesenberger war ein ortsansässiger Steinmetz und Baumeister, der die Kirche bereits kannte. Als er von dem Auftrag hörte, hoffte er darauf, an schnelles und einfaches Geld zu gelangen. Nach wenigen Tagen kam es dann zum Treffen zwischen den Ratsmitgliedern und Niesenberger.

„Zwei Mauern sollten kein Problem sein. Ich war vor einigen Jahren Leiter des Chorbaus am Grazer Dom. Da sind zwei Mauern keine Herausforderung.“ Nach einer kurzen Pause führte Niesenberger fort: „Aber dann lasst uns mal die Mauer ansehen. Also wir haben hier einiges an Schäden... Die muss komplett neu errichtet werden und das wird einiges an Zeit dauern. Mal ganz zu schweigen von den Materialkosten, die auf Sie zukommen.“ Niesenberger zog eine Augenbraue hoch und rieb Daumen und Zeigefinger zusammen, um zu verdeutlichen, dass es sich um eine hohe Summe handelte. Das machte er immer, um mit einem hohen Preis in die Verhandlung einzusteigen und dann großzügig runterhandeln zu können. Erste Sorgenfalten begannen sich auf der Stirn des Bürgermeisters zu bilden: „Wie lange meinen Sie, dass Sie für die gewünschten Arbeiten brauchen würden?“ „Bis nächsten Winter könnte ich fertig werden“, entgegnete Niesenberger mit einem Blick in weite Ferne, als ob er selbst an dieser Aussage zweifeln würde. Nach kurzem Schweigen entgegnete Gerlach: „Ich

würde vorschlagen, dass wir uns in einer Woche nochmal Treffen und genaueres Besprechen.“ So wurde ein neuer Termin vereinbart und die Ratsmitglieder besprachen sich.

Gerlach hatte ein schlechtes Gefühl bei Niesenberger und so kam es zu einer Diskussion, zwischen ihm und Hunttpeiß, ob Niesenberger der Auftrag überlassen werden sollte. Der Bürgermeister hielt sich weitestgehend aus der Besprechung zurück, weil er vor seinem geistigen Auge Niesenberger bereits mit einer Kiste nach der anderen aus „seiner“ Schatzkammer kommen sah. Am Ende entschloss man sich als Vorsichtsmaßnahme und Kompromiss einen besonderen Vertrag aufzusetzen. Ein Vertrag, der wenig Spielraum für Betrug bot und in dem Folgekosten für die Auftraggeber möglichst gering gehalten wurden. Damit der Künstler auch wirklich bis zum nächsten Winter fertig wurde, sollte er für jeden Meter bezahlt werden den er mauerte und alles wurde bis ins kleinste Detail festgelegt. Als der Vertrag Niesenberger erreichte, tobte dieser vor Wut. Er fühlte sich durch die strenge Reglementierung behandelt wie ein kleines Kind, dem genau gesagt werden musste, was es wann und wie zu tun hatte. Doch als die Ratsherren auch nach einem Gespräch an ihren Ausarbeitungen festhalten wollten, überlegte auch Niesenberger sich seinen ganz eigenen Umgang mit der Situation: Er plante die neue Mauer so, dass sie bereits nach wenigen Jahren abrutschen würde und erneuert werden müsste.

Als die Planungen abgeschlossen und Niesenberger auf dem Weg war, um seinen ersten Arbeitstag zu beginnen, überkamen ihn Zweifel. Sollte er sich verrechnet haben, so könnte die neue Mauer der Kirche nicht nur einen Schönheitsfehler bekommen, sondern zu einer Todesfalle werden. Und als ob das Wetter seine Sorgen gespürt hätte, zog plötzlich fürchterliches Gewitter auf. Als ihn dann auch noch ein Blitz nur knapp verfehlte, schwor er Gott, dass er seinen Plan verwerfen wolle, sofern er ihn verschonen würde. Wenige Augenblicke später begann sich das Gewitter zu verziehen und Niesenberger konnte durchnässt und mit dem Schreck davon gekommen, mit seiner Arbeit beginnen. Wie er Gott geschworen hatte, erledigte Niesenberger seine Arbeit vorbildlich und schaffte es den Zeitplan einzuhalten. Auch seine Auftraggeber waren am Ende mit der Arbeit begeistert: „Ich war Euch sehr skeptisch gegenüber eingestellt, weil ich nicht viel von Künstlern halte. Aber Ihr habt mich nochmal meine Ansichten überdenken lassen“, lobte ihn der Bürgermeister, „Ihr scheint mir eine sehr rechtschaffene Seele zu sein und daher haben wir bereits einen neuen Auftrag für Euch

aushandeln können. Wir haben als Dankeschön an Euch mit dem Rat in Freiburg gesprochen und Euch empfohlen. Nun wollen diese Euch auch für ihre Renovierungsarbeiten an ihrem Münster haben. Was meint Ihr? Hättet Ihr Interesse?“ Geehrt und voller Freude nahm Niesenberger das Angebot an. So wurde er zum Leiter der Bauarbeiten an dem Liebfrauenmünster in Freiburg.

A.M.



Hitzewelle

Frankfurt am Main, August 1488.

„Dieser alte Schelm! Wehe, der wagt sich hier rüber, dann rei ich dem stinkenden Hund den Schwanz ab!“ Erich sah hinüber zu seinem Meister Hans, der wutentbrannt in Richtung des Römers stierte. Er hatte sich erhoben und schüttelte nun leicht schwankend den hochroten Kopf. Stirnrunzelnd folgte Erich seinem Blick und reckte den Hals, um über die Köpfe der anderen Gesellen hinweg den Auslöser seines heutigen Wutanfalls zu erspähen. Er hätte es ahnen können – Doktor Hensel, der leicht hinkende Pfaffe und stadtbekanntere Erzfeind seines Meisters, entfernte sich von der Tür des Rathauses und schien in der Mittagshitze beinahe so sehr zu leiden wie die Handwerker. Erich verkniff sich ein Seufzen und nahm stattdessen einen kräftigen Schluck aus seinem Humpen. Sollte er seinen Meister wieder zurückhalten müssen, so wollte er wenigstens nicht erneut sein halbes Mittagessen verschwenden. Neben ihm rutschte Peter nervös auf seinem Stuhl herum und schaute hektisch zwischen Hans und Hensel hin und her. Erich verdrehte die Augen und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

„Abwarten“, nuschelte Erich kaum hörbar. „Ich bin fast sicher, dass es ihm heute zu heiß ist für Schlägereien.“ Ganz sicher war er sich dabei nicht, schließlich hatte der Werkmeister erst letztes Jahr einen jungen Knecht mit einem losen Mundwerk verprügelt, als die Hitzewelle noch unerträglicher war. Es schien fast so, als würde das Temperament des Mannes völlig berkochen, sobald die Sonne ein paar Stunden auf seinen Schädel geschienen hatte. Trotzdem, Peter war noch ziemlich neu im Bautrupp und wenn er Hans mit seiner Unruhe anstachelte, dann wäre Erichs Pause auf jeden Fall ruiniert. Mit einer geübten Ruhe beobachtete Erich, wie Conrad Hensel sich ungeahnt seiner Zuschauer in Richtung der schattigeren St.-Georgs-Gasse bewegte und wie die Spannung in den Schultern seines Meisters angesichts der zunehmenden

Entfernung abließ. Schließlich wischte Hans sich mit einem schmutzigen Taschentuch über das schwitzige Gesicht und ließ sich auf die Holzbank hinter ihm zurückplumpsen. Erich schenkte Peter ein kurzes, heimliches Grinsen – er sollte wohl doch noch Recht behalten.

Während das Gespräch um ihn herum langsam wieder anlief (Peter wurde freundschaftlich von dem Parlier gepiesackt und die anderen Männer stiegen in das Geplänkel ein), blieb Erich jedoch stumm. Obwohl er nun schon länger am Bau des Bartholomäusstifts beteiligt war und den Streit zwischen seinem Meister und dem Pfarrer von Anfang an mitverfolgt hatte, musste selbst er zugeben, dass es sich zwischen den beiden zunehmend verschlechterte. Sein Vetter, der häufiger den Gottesdienst von Hensel besuchte, hatte ihm erst gestern berichtet, wie dieser mit einer brennenden Passion gegen Erichs Herren wettete. Mit großen Gesten, aufgerissenen Augen und höchstens ein wenig übertriebenem Geifern hatte Joseph ihn nachgeahmt: „Eine Schande! Ein Hochstapler! Ein Täuscher und ein Trunkenboze!“ Erich warf Hans Flücke von Ingelheim einen verstohlenen Blick zu. Gut, er war ein ruppiger Kerl. Na klar, besonders im Sommer fuhr er auch mal aus der Haut und konnte nur mit Mühe und Not beruhigt werden. Erich sah in ihm ein wahres Genie, einen Visionär, der Madern Gertheners Nachfolge alle Ehre machte.

Aber einen Diener Gottes anzugreifen – ganz egal, was für ein hinterhältiger Zungenklaffer er auch sein mochte – war eine Straftat, die wohl nicht mit einer einfachen Zahlung ans Gericht erledigt wäre. Davon mal abgesehen hatte Hensel auch wesentlich bessere Verbindungen zu mehreren Patriziern der Stadt, während Hans nun einmal überall aneckte mit seinen *Planänderungen*. Er hatte es Erich eines Abends erklärt, mit einem viel ruhigeren Ton als üblich, aber doch mit leidenschaftlicher Überzeugung: „Die Visierungen würden einfach nicht mehr funktionieren. Wenn der Turm nicht einstürzen soll – und das kann der Rat nicht wollen – dann müssen sie mich einen anderen Weg finden lassen. Dem meineidigen Esel Hensel hingegen würde ich zutrauen, dass er sich ein Einstürzen des Turmes *wünscht*. Dann hätte er seinen Beweis, dass ich so ein Schurke bin, wie er immer behauptet und Gott mir zur Strafe eine Kirche auf den Kopf fallen lässt.“ Damals hatte Erich darüber gelacht. Inzwischen hoffte er einfach, dass der Rat Hans' Entscheidungen weiter dulden würde. Er selbst wollte indes alles geben, damit sein Meister seinen Ruf nicht weiter gefährdete.

Auf dem Weg zurück zur nahegelegenen Baustelle waren die erschöpften Männer wieder ruhiger. Es lagen noch mehrere Stunden Arbeit vor ihnen, und die Hitze der prallen Sonne würde sie noch viel Kraft kosten. Auch wenn Erich sich über den höheren Sommerlohn freute, er sehnte sich zurück nach der kühlen Luft von Lindau, seiner Heimat, die er oft vermisste. Er drehte sich noch einmal zurück zum Römerberg und studierte aufmerksam die Gesichter der Menschen, die über den Platz eilten. Hensel war nicht wieder aufgetaucht. Ein gutes Zeichen, so hoffte er. Zufrieden drehte Erich sich um und hastete gen Osten; er hatte den Rest des Bautrupps aus den Augen verloren. Plötzlich hörte er laute Rufe schallen. Erich blieb stehen und lauschte der unverkennbaren Stimme: „Was guckst du so? Du Hurensohn, komm bloß her! Renn nicht weg, ich erkenn doch dein Gesicht, du gehörst zum Hause Buchsbaum!“

Diesmal nahm er sich doch einen Moment Zeit. Erich fuhr sich durchs Haar, seufzte und schaute hoch zum wachsenden, monumentalen Turm des St. Bartholomäus. Einen kurzen Moment schloss er die Augen. *Auf geht's. Da kann man nichts machen. Aber warum zum Henker haben sie den Dom auch so nah an die alte Judengasse gebaut? Es gibt immer wieder Ärger, obwohl die Synagoge nun schon länger in einiger Entfernung steht.* Dann rannte er los, um den armen Teufel, der seinem Herrn auf seiner höchsteigenen Baustelle einen falschen Blick zugeworfen haben musste, vor dem Schlimmsten zu bewahren.

A.E.M.R.

